

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 14. September

Nr. 37

Soldat und Mensch.

Aus dem Italienischen des Silvio Piccozzi.

Uebersetzt von Ida St.-B.

Als in der Kaserne San Ambrogio in Mailand der Befehl zum Abmarsch nach Sizilien eintraf, entstand dort ein wirres Treiben, ein unbeschreibliches Durcheinander; die Soldaten fragten sich: „Wohin? Warum? Wechselt man die Garnison?“ Die weniger Unwissenden, weniger Ungebildeten hatten schon etwas von den so gefürchteten sizilianischen Fasci, den Arbeiterbänden, gehört; sie hatten Gespräche aufgeschnappt über die Vorsichtsmaßregeln der Regierung gegenüber dem Aufstand auf Trinacria, und mit halb verstandenen und noch weniger verdauten Ideen erhiteten sie sich die Köpfe, ergingen sie sich in phantastischen Mutmaßungen, berauschten sie sich an Wahngedanken und begeisterten sich, als ginge es in einen Krieg.

Diese Nacht schliefen sie schlecht auf den Strohsäcken, welche ihnen härter, stacheliger vorkamen als je zuvor. Um fünf Uhr morgens rief die Trompete zur Aufstellung im Kasernenhof; fort ging's in feldmarschmäßiger Ausrüstung

Da waren sie! Alle standen sie da am Meeresstrand, ein trauriger Anblick, halbnaakt und sonnenverbrannt; die bloße Brust erdärbig, die nervigen Arme schlaff von der ungeheueren un menschlichen Arbeit in den Bergwerken.

Da standen sie, das Auge unverwandt auf einen weißen Punkt im unermesslichen Blau des Meeres geheftet, einen weißen Punkt, welcher näher rückte und größer, immer größer wurde. Jetzt war es deutlich zu erkennen, das Kriegsschiff. Ein donnernder Schrei erhob sich und verhallte über dem unendlichen Ozean, ein Fluch, der sich diesen tausend und aber tausend Brüsten entrang; viel tausend Arme zuckten empor und schüttelten drohend die krampfhaft geballten Fäuste. Dann verlor sich unter Vermählungen und Schwüren die zerlumpte Menge und verschwand.

Die auf der „Struria“ zusammengepferchten Soldaten waren kaum noch fünfzig Kilometer von der unglücklichen Insel entfernt. Aber von jener plötzlichen Begeisterung, dem spontanen Aufstodern war nichts mehr zu merken. Nachdem der Hauptmann in kurzen trockenen Worten sie über den Stand der Dinge aufgeklärt hatte, bemächtigte sich eine allgemeine Bestürzung dieser neunhundert jugendlichen Seelen. Ein erdrückender Alp lastete wie ein unheilvolles Verhängnis auf allen. Wo waren die goldenen Träume von Ruhm, die sie schon so lange umgaukelt? Wo die Kugel, die ihre Stirn treffen, ihnen Tod bringen sollte, den Tod fürs Vaterland auf üppigem, mit reifen Lehren beladenen Felde? Wo war der Feind, mit dem man sich messen konnte? Ein wehrloses, entblößtes, durch Quälereien und unsägliche Leiden zerrüttetes Volk, welches sich weiter nichts hatte zu schulden kommen lassen, als daß es geschrien hatte: „Brot! Brot!“ Das war der Feind, den sie bekämpfen sollten! Trauriges Los!

Der Korporal Carn, ein echter Sizilianer, war seit zwei Tagen ganz stumm und blaß geworden. An die Schiffsbrüstung gelehnt, bohrte er seinen Blick bald in den weißen spritzenden Schaum der langen Furche, welche der Koloß im Wasser zog, bald ruhten seine großen Augen gramvoll auf seiner unglücklichen Heimat und ein Kampf, derselbe entsetzliche Kampf, der die Herzen all dieser jungen Vurschen bewegte, tobte noch viel fürchterlicher in seinem Innersten. Das Pflichtgefühl und die Liebe zum Vaterland! Welch beängstigender Zwiespalt! Er sah sich erschossen, durch den Rücken erschossen als ein Verräter, sobald er die militärische Disziplin verletzen würde; verflucht von seinen Lieben, entehrt für immer, wenn er die mörderische Waffe gegen seine Landesbrüder erheben würde. Er sah alle jene schlichten biederen Landsleute hingestreckt von den Kugeln der Soldaten, sah sie sich in ihrem

Blute wälzen, um für immer dahin zu gehen! Vor seinem Geiste stand sein alter Vater, bittend, flehend um Erbarmen vom Sohn, den das Geseß zum Vatermörder machte. O heiliger Christus!

Der arme Korporal preßte beide Hände an die Stirn, ihm war, als läge ein eiserner Ring um seinen Kopf, als müßte er wahnsinnig werden.

Der Anker wurde geworfen. Stumm und in sich gekehrt verließen die Soldaten das Schiff. Es grüßte sie nicht der helle Fanfarenklang; sie wurden nicht von der warmen Begeisterung eines dankbaren Volkes empfangen. Eine schaurige Totenstille, eine unheimliche Ruhe, beinahe wie der Vorbote kommenden Unheils lag drückend auf dem Dorfe. Die Sonne stand schon hoch und das goldene Kreuz des Kirchturms warf in blendenden Reflexen ihr grelles Licht zurück, ihre Strahlen drangen durch die altertümlichen Glasmalereien der Kirchenfenster und flimmerten in Regenbogenfarben auf dem Blase. Welch ein Meer von Licht, welch balsamische Luft! Majestätisch schön wölbte sich der Himmel über der ragenden Spitze des gewaltigen Aetna, welcher Säulen schwarzen Rauches ausstieß, die, von den Sonnenstrahlen beleuchtet, von goldenen Streifen durchzogen schienen und höher und höher sich emporringelten in mächtigen Spiralen.

Der Leutnant, ein junger Geß, eher dazu geboren, den Eleganten, den Hausfreund in den Boudoirs leichtlebiger Damen zu spielen, als den Säbel umzuschmalen, drehte mit dreifacher prahlerischer Miene sein schwarzes Schnurrbartchen und schob seine Mütze in den Nacken. Der Hauptmann dagegen sah ernst drein; auch er schien die ihm gewordene traurige Aufgabe als eine erdrückende Last zu fühlen.

Eine Schar zerlumpter Menschen strömte auf den Platz. Ein verzweifelter Schrei des Glends ertönte aus ihren heißen Kehlen. Der Korporal Carn zitterte. Eiskalt rieselte es durch seine Adern. Diese zerfetzte heruntergekommene Menge, das waren seine Freunde, seine Landsleute. Die Frauen, die sich dazwischen befanden, schrieten mit ihren letzten Kraft: „Brot! Brot!“

Die Soldaten wagten kaum zu atmen. Blaß, das Gesicht bei Fuß, sahen sie der traurigen Wirklichkeit ins Antlitz.

Carn war schon von verschiedenen Seiten begrüßt worden; aber diese Grüße waren begleitet von einem kinsternen Lachen voll Spott und Verachtung. Sein Blut kochte unter diesen moralischen Hieben: er konnte die Tortur nicht länger ertragen, das Gewehr zitterte in seinen Händen. Zu seinen Landsleuten wollte er eilen, sich ihnen in die Arme, um den Hals werfen und rufen: „Ich gehöre zu euch!“ Aber da war die militärische Disziplin, das dreimal heilige „Muß“ einer Pflicht, noch ganz besonders bekräftigt durch den Fahneneid. Und dennoch — gehörte seine Liebe nicht in erster Linie den insolge der Entbehrungen gestorbenen Kameraden, denen, die noch vor ihm standen, bereit, sich erschließen zu lassen, die mit der Wut von Verzweifelten schrieten und um Erbarmen flehten? War es nicht edler von ihm, in den Reihen braver Freunde zu sterben, als die mörderische Waffe gegen dieselben zu erheben? Hatte er denn nicht auch schon früher Hunger, Schmach und Draugal mit ihnen geteilt?

Während diese Gedanken sein Gehirn durchflogen, trat ein reizendes Mädchen lech vor die Reihen der Soldaten, eine stolze süßliche Schönheit, mit alabasternen schneeweißen Busen und blendend weißen Zähnen, welche wie zwei Reihen Perlen ihren hübschen entschlossenen Mund zierten. In dieser bezaubernden Brünette erkannte der Korporal seine Braut, „die schöne Gitta“. Aber es war ihm nicht vergönnt, sie lange zu bewundern. Gitta hatte ein Bündel Disteln ergriffen und, ihre funkelnden Augen auf den Leutnant geheftet, warf sie sie ihm hin, indem sie ihm zurief: „Bring sie deinem Schatz!“ Das war das Signal zum Aufruhr. Ein dichter an-

dauernder Steinhagel traf mit erschreckender Wucht die armen Soldaten, welche bald einige der Ihren blutüberströmt wanken sahen.

„Sacramento!“ brüllte der Hauptmann.
Ein Stein hatte ihm die Mütze weggefeigt. Er versuchte zu sprechen, aber das Geschrei der Menge übertönte seine Worte. Verzweifelt befahl er seinen Soldaten: „Legt an!“

Neunzig Mordinstrumente hoben sich, neunzig Gewehrläufe, bereit Feuer und Vernichtung auszuspeien, erglänzten in dieser poetischen, bezaubernden, liebeheißenden Sonne.

Die Menge staute sich, alles drängte zurück, der Steinhagel hörte auf.

Aber Gitta näherte sich abermals dem Leutnant und ein wohlgezierter Stein traf dessen schmucke Uniform.

Der Offizier schäumte; das war dem Bürschgen zu viel, er erhob die Pistole, zielte auf das schöne Wesen, ein Schuß und sie lag in ihrem Blute tot auf dem Blase.

Ein wilder Schrei nach Rache ertönte aus der Menge; stuchend, tödtliche Drohungen ausstoßend, zerstreute sie sich in den Straßen des Dorfes.

Korporal Carn trat aus der Reihe, stürzte sich über den Leichnam seiner Geliebten und schluchzend rief er sie beim Namen:

„Gitta, meine Gitta!“

Aber der erschütternde Klageruf erstarb und verhallte in der unheimlichen Stille.

Carn erhob sich, maß den Leutnant mit verachtungsvollem Blick, richtete das Gewehr auf ihn und schrie: „Memme!“ — Dann krachte der Schuß.

Der Korporal Carn, vom Kriegsgericht verurteilt, wurde in Galtanissetta erschossen.

Menschliche Gerechtigkeit!

Wie Einer Kaiser von Frankreich wurde.

Eine geschichtliche Erinnerung angesichts der Zustände in Frankreich und der immer offener zu Tage tretenden Staatsfreigeistlichkeit dürfte es nicht unangebracht erscheinen, an die Vorgänge des Staatsreiches von 1851 wieder einmal zu erinnern.

Im Dezember 1848 gingen die Franzosen daran, einen Präsidenten auf 4 Jahre als Staatsoberhaupt und zwar mittels des allgemeinen direkten Stimmrechtes zu wählen. Eristlich kamen nur zwei Kandidaten in Betracht: Der bisherige Konföderationspräsident General Cavaignac als Kandidat der gemäßigten Republikaner, die ungefähr Menschenkinder von der Sorte unserer Nationalliberalen waren, und Prinz Louis Bonaparte als Kandidat der Bonapartisten. Beide Personen standen in grundverschiedenem Ruf. Cavaignac hatte in den wenige Monate zurückliegenden Kämpfen als Kommandeur der Pariser Truppen fürchtbar unter dem Proletariat gehaust, das auch einen Anteil an den Früchten der hauptsächlich von ihm durchgeführten Revolution haben wollte und statt dessen, wie gewöhnlich, vom „dankbaren“ Bürgertum mit Kartätschen und Gewehrläufen bedient wurde. Der rücksichtslose, blutdurstige General war also gewiß ein Mann, den man ernst nehmen mußte. Ganz anders verhielt die Sache sich bei dem zweiten Kandidaten. Seine Gegner schätzten ihn als ausgemachten Narren ein, während ihn seine eigenen Anhänger als Dummkopf qualifizierten, den man nur deswegen auf den Schild erhob, weil er der Träger eines unendlich populären Namens war und daher als williges Werkzeug gute Dienste leisten konnte. Und zweifellos waren diese Meinungen durch die Vergangenheit Louis Bonapartes gerechtfertigt. Schon an seiner Geburt haftete eine große Portion Komik. Als ihm seine Mutter Hortense, die eine Stieftochter Napoleons I. und mit dessen Bruder Louis, dem Titularkönig von Holland vermählt war, das Leben gab, da behauptete Seine Majestät der Herr Gemahl steif und fest, daß er an der Entstehung dieses Kindleins gänzlich unschuldig und der wahre Attentäter der holländische General Verhuell sei. Napoleon I. aber, der das Aussterben seines Geschlechtes befürchtete, fuhr mit einem Nachwort dazwischen und erkannte den neuen Weltbürger als legitimen Neffen und kaiserlichen Prinzen an. Hingewachsen machte sich der junge Louis auch noch selbst nach Kräften lächerlich, indem er bekanntlich 1836 in Straßburg und 1840 in Boulogne als Napoleon I. maskiert einzog und auf diese Weise den Thron Louis Philipps zu stürzen halfte. Für die erstere Hanswursterlei wurde er nach Amerika „verbannt“, für die zweite zur lebenslänglichen Haft in der Festung Ham, aus der er jedoch nach 6 Jahren nach England entwich, verurteilt. Nach der Depositionierung Louis Philipps aber konnte der Prinz ohne jede Gefahr wieder nach Frankreich zurückkehren.

Trotzdem nun ein Cavaignac ein Mann nach dem Herzen der

profitgierigen „liberalen“ Bourgeoisie war, Bonaparte aber nur als Komödiant galt, konnte der Sieg des letzteren nicht ausbleiben. Daß die Millionen Proletarier ihren Schlichter, den zweibeinigen Bluthund Cavaignac, nicht wählen würden, war von vornherein gewiß. Und weiter hatten die bürgerlichen Republikaner seit 1815 die Unflughet begangen, Napoleon I. möglichst zu verherrlichen, nur damit die Bourbonen und Orleans sich gehörig ärgerten. Mit diesem Napoleonskultus aber kam der Bonapartismus überhaupt hoch. So fiel denn Cavaignac am 10. Dezember 1848 glänzend durch, während Bonaparte mit erdrückender Majorität gewählt wurde.

Am 20. September 1848 leistete der neugebackene Präsident den Eid auf die republikanische Verfassung. Marra st, der Vorsitzende der Nationalversammlung, sprach ihm feierlich die Eidesformel vor. „Im Angesichte Gottes und des französischen Volkes schwöre ich der einen und unteilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt“, worauf Louis Bonaparte, der im geheimen nur an die Vernichtung dieser Republik dachte, feierlich sagte: „Ich schwöre es“. Aber noch nicht genug mit dieser Schandkomödie, der neue Präsident bestieg die Rednertribüne und ließ folgende Erklärung ab: „Das Votum der Nation und der hohen von mir geschworene Eid bestimmen mein Verhalten. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet, ich werde sie als Ehrenmann erfüllen. Ich werde für Feinde des Vaterlandes ansehen alle diejenigen, welche versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat.“

Bald nach seiner Etablierung machte sich der Herr Präsident daran, den Strick zu drehen, mit dem die „eine und unteilbare demokratische Republik“ erwürgt werden sollte. Er hegte die Parteien hintereinander, schob ihnen die Schuld für die immer krasser auftretende Reaktion zu, gewann die Massen durch die Niederwerfung der jungen römischen Republik und die Wiedereinführung des nach Gaeta geflohenen Papstes und nicht zuletzt umschmeichelte er die Soldateska und ließ ihr herrliche Bilder von einem kaiserlichen Frankreich vorkaukeln. Nebenbei aber versicherte der Prinz die Nation eifrigt seiner unwandelbaren Liebe zur Republik. Am 31. Dezember 1849 erließ er eine Botschaft, in der es hieß: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, indem ich die Verfassung, welche ich beschworen habe, aufrecht erhalte.“ Im nächsten Jahre erklärte er in einer weiteren Rundgebung alle jene, welche die republikanische Verfassung antasteten wollten, für „große Verbrecher“.

Allmählich aber neigte sich Bonapartes Mandat seinem Ende zu. Im Mai 1852 mußte er zurücktreten und da ein und dieselbe Person zweimal unmittelbar nacheinander nicht zum Präsidenten gewählt werden durfte, so stand der Prinz vor der Entscheidung, ob er als ver schuldeter Mann ins Privatleben zurücktreten oder mit einem kühnen Griff sich eine glänzende Existenz gründen wollte.

Allerdings hatte er sein Festhalten an Republik und Verfassung mit so großer Feierlichkeit geschworen und verkündet, aber du lieber Himmel, „große Staatsmänner“ meinen derlei nicht so ernst. Das Einhalten von Eiden und Versprechungen ist ja nur für die unteren Schichten, vor allem „die Kanaille“ da und so beschloß der Prinz den Wurf zu wagen. Die Hauptkessel Bonapartes waren natürlich würdig ihres Meisters. Da ist einmal Herr von Morny zu nennen. Die schon genannte vielseitige Mama Hortense hatte ihn, dem Grafen Flahaut, einem Ordronanzoffizier Napoleons I., geboren, so daß Morny ein Halbbruder des Präsidenten war. Weiter ist zu erwähnen der persönliche Adjutant des Prinzen, Fialin, ein skrupelloser Gauner, der sich, wie wir sehen werden, noch zum Dieb und Einbrecher auswuchs, wofür er allmählich zu einem Herzog von Persigny avancierte und Gesandter in London wurde. Ferner ist noch eine reizende Polizeizister in der Person des Monsieur Maupas zu nennen. Dieser Herr war früher Polizeipräsident in Toulouse, wo er, um sich oben in empfehlende Erinnerung zu bringen, plötzlich eine „Verchwörung“ entdeckte, zu der er freilich selbst erst die nötigen Waffen und Bomben aus Paris bringen lassen wollte. Leider aber schlug ein ehrlicher Staatsanwalt wegen dieses lebhaft an unsere Tage erinnernden Attentatschwindsels Lärm, Ehrenmann Maupas wurde abgesetzt und bald darauf vom Prinz-Präsidenten zum Polizeipräsidenten von Paris ernannt. Eine besonders schöne und wichtige Aufgabe hatte weiter ein verlumpter Kavallerieoffizier, Namens Fleury. Da Bonaparte in einigen Generalen, z. B. Cavaignac, Konkurrenten witterte, die für seine Zwecke nicht zu gebrauchen waren, schickte er besagten Fleury nach Algier hinüber, um hier mittels großer Versprechungen von Abancement, Geld, Titel u. Offiziere für den Staatsreich zu werben. Die Herren erwiesen sich alle auf der Höhe der Situation und schlugen ein. Einer von ihnen, Saint Arnaud, wurde auf den wichtigen Posten des Kriegsministers gesetzt. Und da auch der Oberbefehlshaber der Truppen in und um Paris, General Magann, sowie der Generalstabschef der Pariser Nationalgarde, Oberst Vieyra, am Stränge des Prinzen zogen, konnte die Geschichte ja losgehen.

Am Abend des 1. Dezember 1851 war große Gesellschaft beim



Herrn Präsidenten. Während man sich hier köstlich unterhielt, erfüllte Herr Fialin eine absonderliche Mission, indem er im Auftrage des Herrn Präsidenten mit einer Bande Polizisten und einer Kompanie Jäger in die Bank von Frankreich einbrach und hier die Kleinigkeit von 25 Millionen Francs in Gold und Banknoten stahl, welche zur Bestechung der Generalität, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften bestimmt waren. Von diesen Millionen erhielt im Laufe der Nacht noch Oberst Espinasse 100 000 Francs, wofür er die Zugänge zum Palais der Nationalversammlung, die aufgelöst werden sollte, absperrten mußte. Beim 42. Regiment, dem die Bewachung der Nationalversammlung oblag, bekam jeder Major 10 000 Francs, jeder Hauptmann 3000—5000, jeder Leutnant 500—1000, jeder Unteroffizier 50—200 und jeder Soldat 10—20! Der Herr Kriegsminister Saint Arnaud und sein Freund Magnau sollen allein eine Million eingestekt haben. Daß auch die anderen edlen Seelen wie Morny, Maupas, Persigny nicht vergessen wurden, ist klar. Von Herrn v. Morny und Monsieur Maupas ist noch besonders zu erwähnen, daß ersterer noch in der Nacht ins Hotel des Ministers des Innern eilte, diesen herauswarf und sich an seine Stelle setzte, während Maupas alle jene Generäle, Abgeordnete und Republikaner, von welchen eine Opposition zu befürchten war, verhaften und ins Gefängnis nach Mayas führen ließ. Die hierzu nötigen Polizisten hatte er schon vorher in die Präsektur bestellt und zwar unter dem Vorwande, daß in dieser Nacht eine furchtbare sozialdemokratische Verschwörung gegen die bestehende „Ordnung“ ausbrechen würde. Als nun die Polizisten hörten, daß nicht die Sozialdemokraten, sondern der Herr Präsident selbst die „Ordnung“ stützen wolle, da neigten sie charaktervoll in Demut und Gehorsam das Haupt und verhafteten ruhig die besten Säulen der bisher so grimmig verteidigten „Ordnung“.

Als die Pariser am Morgen zum Fenster hinaussahen, bemerkten sie allermwärts große Plakate, die den Staatsstreich verkündeten. Und damit das Volk auch wußte, warum daselbe geschehen war, erließ Louis Bonaparte eine den Gipfel der Frechheit erklimmende Proklamation, in der es hieß, daß er „die perfiden Projekte, welche die Intriganten und Verschwörer in der Nationalversammlung zum Sturze der Republik planten, vereiteln und seine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen wolle“. Im übrigen aber schlug der biedere Louis seine eigene werthe Person als Präsident, und zwar auf „nur“ 10 Jahre vor. Und auf daß die Nation weiter sah, mit welchen vor nichts zurückschreckenden Banditen sie zu thun habe, ließ er harmlose Spaziergänger als Aufständische betrachten und sogar Weiber, Kinder und Greise erbarmungslos niederknallen. Zwei der aus Afrika importierten Gentleman, Reybell und Canrobert, waren die Vetter dieser Mordthaten.

Ein Jahr nach dem Staatsstreich, am 2. Dezember 1852 setzte Louis Verquell, Bardon, Bonaparte, der famose Retter der Republik, sich die Kaiserkrone auf das Verbrecherhaupt. Wer eine Zeitung oder ein einschlägiges Geschichtswerk aus den 50er und 60er Jahren zur Hand nimmt, wird sehen, wie die monarchisch gesinnte Presse vor diesem gekrönten Gauner in Bewunderung erstarrt. Aber freilich, wenn man die Heroen solcher Tintenkuß überhaupt auf Herz und Nieren prüft, so findet man gar nicht selten Wiederwärtler der allerzweifelhaftesten Rouleure. Napoleon III. ist nur einer von vielen.

Streifzüge durch die Kulturgeschichte in Briefen.

XXVIII.

Liebe Räte!

Ränger, als ich beabsichtigte, ist unsere Korrespondenz unterbrochen worden durch Arbeiten, die ich nach Rückkehr von meiner kurzen Erholungsreise erledigen mußte. Wie viele Male, meine Räte, habe ich auf der Reise gewünscht, Du hättest mich begleiten können! Du weißt, ich gehöre nicht zu denen, die sich nur in Gesellschaft wohl fühlen; am liebsten gehe ich vielmehr meine eigenen Wege und zwar nicht nur in der bildlichen Bedeutung dieses Wortes sondern auch in seinem wirklichen Sinne. Als ich aber so recht gemächlich durch die verschwiegenen Laubwälder an der Ostseeküste Schlesiens dahintrollte, den herrlichen Waldesfrieden auf mich einwirken ließ, dem Spiel der Meereswellen folgte, mich wieder eins fühlte mit der Natur als eins ihrer Atome, da hätte ich Dich doch gern bei mir gehabt.

Was ist unser Leben im Gemüth des Kampfes ums Dasein doch häßlich und schmutzig! Tausendmal müssen wir uns durch die kleinen konventionellen Fügen und Heucheleien selbst entwürdigen, bis wir endlich so weit gekommen sind, daß wir gar nicht mehr merken, wie unrein die Atmosphäre ist, in der zu leben wir gezwungen sind. Da giebt es kein anders Bad, als sich wieder auszuwöhnen mit der reinen Natur, sich in sie zu versenken und an ihrer treuen Mutterbrust all den giftigen Brodem des Lebens auszuatmen, den wir aufgenommen hatten und der uns krank machte. Dieses Seelenbad reinigt uns und kräftigt uns; wohl dem, der es beliebige oft nehmen kann!

Und wieder und immer wieder wird in solchen Stunden das

Bild vor meine Augen gezaubert, wie köstlich sich das Leben in der sozialistischen Gesellschaft gestalten wird. Die Bedauernswerten, welche die Herrlichkeit des Sozialismus nicht verstehen können, wie jene anderen unsauberen Geister, die sie nicht verstehen wollen, berauben sich dadurch des berauschenden Wohlgefühls, das über jeden sich ergiebt, der seine Gedanken schweifen läßt in jene hoffentlich schon nahe Zeit, in welcher der Mensch nicht mehr das Opfer der Ausbeutung durch andere Menschen sein wird.

Auf einem Spaziergange am Strande der Nordsee gegenüber der Insel Sylt erzählte mir ein alter Bauer, daß auch in seinem Dorfe einst in der Kirche gebetet wurde, der Herrgott — an den Glauben sie ja noch alle — möge ihnen einen „segneten Strand“ bescheren. Sie beteten also, es möchten recht viele Schiffbrüche auf hoher See sich ereignen, damit die Meereswellen die Trümmer des Schiffs und kleine Schätze ans Ufer spülten, die dann als herrenloses Gut dem sie auflesenden Strandbewohner gehörten. Wir lächeln über diese naive Barbarei, und unsere Kinder erfahrene jenes sonderbare Kirchengebet, das einst in allen Küstendörfern verbreitet war, als prägnante Anekdote aus ihren Schulbüchern. Ist nicht aber unser ganzes Leben auf demselben Grundgedanken aufgebaut, daß nämlich viele Menschen Schiffbruch erleiden, zum Elend verdammt werden müssen, damit ein einzelner sich einem ungezügelten Wohlleben hingeben kann?

Wäre es in der sozialistischen Gesellschaft nicht eine Kleinigkeit, jedem Menschen jährlich bei Belassung seines Einkommens oder gar bei Verdoppelung desselben mehrere Wochen freizugeben, damit er reisen kann zur Erweiterung seiner Kenntnisse, zur Kräftigung seiner Gesundheit oder auch nur zum bloßen Amüsement? Wer ist es denn, den man jetzt in den Badeorten antrifft? Ich habe sie gesehen, die wohlbelibten Nichtsthuer, wie sie sich in den Seebädern breit machen und Kräfte sammeln zu weiteren Nichtsthun. Vielleicht haben sie die Kosten für ihren Badeaufenthalt dadurch herausgeschunden, daß sie ihren Arbeitern einige Pfennige am Stundenlohn abzwackten! Ich habe sie beobachtet, die „arten“ Damen der Besitzenden, deren ganze Krankheit ihre Faulheit ist, wie sie sich langweilten in den Kurorten, bis ihnen einer erbotene Liebchaft das gewünschte Amüsement verschafft. Morgens erbauliche Bestunden und abends ein Stelldichein.

Aber Du dumme Räte, wohin gerate ich denn! Wir wollten uns doch von der weiteren Entwicklung der Sprachen unterhalten! Zur Strafe dafür, daß Du mir in den Ferien keine Gesellschaft geleistet hast, mußt Du nun noch acht Tage warten, ehe ich Dich weiter in die Geheimnisse der stekierenden Sprachen einweihe. Du meinst, diese Strafe sei nicht so groß? Um so besser! Sei gegrüßt

von

Delner

Abel.

Erklärung

bekannter fremdsprachlicher Ausdrücke und Redewendungen.

Zusammengestellt und erläutert von Ad. Th.

Sine ira et studio, ohne Zorn und ohne Vorliebe, (also unparteiisch).

Sine qua non, ohne welche (Bedingung) nicht. Das Wort hat die Bedeutung: Wenn diese Bedingung nicht angenommen wird, dann ist's mit dem Verhandeln zu Ende. Man spricht von einer *conditio sine qua non*, von einer unerlässlichen Bedingung. Eine *conditio sine qua non* für die Durchführung des Sozialismus ist die Erringung der politischen Macht durch das Proletariat. Eine *conditio sine qua non* für die Beibehaltung der erblich monarchischen Regierungsform ist der Glaube des Volkes, daß eben diese eine Familie, aus der die Fürsten des Landes hervorgehen, die tüchtigsten, charakterreinsten Menschen erzeugt. Sobald dieser Glaube schwindet, wird sich nach und nach die Erkenntnis durchbohren, daß doch die Geschlechte eines Volkes nicht der Möglichkeit preisgegeben werden dürfen, das in charakterloser, fittlich verkommenen, mit perverfen Neigungen behafteter Mensch in die Stellung eines Landesfürsten rückt.

Sinecure, wörtlich: Ohne Sorge. Man versteht darunter ein finanziell einträgliches Amt, mit dem keine Arbeit verbunden ist. So sind mehrere entlassene Minister zu Domherren ernannt worden. Als solche beziehen sie in manchen Städten sehr große Einnahmen, haben aber nichts zu thun.

Sint ut sunt aut non sint: sie sollen sein, wie sie sind, oder sie werden nicht sein. Ein Jesuitengeneral gebrauchte diese Worte mit Bezugnahme auf die Jesuiten. Er wollte damit sagen: Entweder bleibt der Jesuitismus, wie er einmal ist, oder er wird überhaupt nicht bestehen können. Das Wort wird ziemlich häufig angewendet. Auch die Sozialdemokratie kann von sich sagen: **sint ut sunt aut non**

sint! Nämlich: Entweder bleibt sie auf dem revolutionären Boden stehen und betrachtet alle bürgerlichen Parteien als ihre Gegner, oder sie wird zu einer schwächlichen, einflusslosen Reformpartei herabsinken, die den willenlosen Schwefel des bürgerlichen Liberalismus bildet.

Si vis pacem, para bellum; wenn du den Frieden willst, so rüste zum Kriege. Das ist eine ganz und gar thörichte Behauptung, so oft sie auch in dieser oder jener Form gebraucht wird. Wer nur ein wenig logisch denken kann, wird finden, daß das genaue Gegenteil wahr ist. Wer den Frieden will, muß a brüsten. Die Rüstungen treiben zum Kriege, sichern aber nicht den Frieden. Nun, die Zeit ist nicht mehr fern, in der die Völker endlich erkennen werden, wie sehr man sie am Narrenseile führt, wenn man sie glauben macht, die Garantie des Friedens liege in der Beibehaltung der gegenwärtigen stehenden Heere.

Bitsate aus deutschen Klassikern.

Aus Faust von W. Götthe.

Gesammelt von W. Th.

Mephistopheles. Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Daß nur im Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Flügengeist bestärken,
So hab' ich ihn schon unbedingt.
Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von
hinnen,
Doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen

Schüler. Mir wird von alledem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum.
Denn was man schwarz auf weiß besitz,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Mephistopheles. Es erben sich Gesetz und Recht
Wie eine ewige Krankheit fort.
Sie schleppen von Geschlecht
zum Ge- schlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlfahrt Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Rede.

Am besten ist's auch hier, daß ihr nur einen
hört
Und auf des Meisters Worte schwört.

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten.

Ich bin des trocknen Ton's nun satt,
Muß wieder recht den Tensel spielen.
Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum

(Aus der Szene in Auerbachs Keller.)

Brand. Ein garstig Lied! Pfu! ein politisch Lied!
Mephisto. Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Ruh und viel Behagen
Dreht jeder sich im Birkelanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.

Frosch. Mein Leipzig lob ich mir.
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.

Mephisto. Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Fragen hätte.

Frosch. Denn wenn ich judizieren (urteilen) soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Brand. Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen
leiden.
Doch seine Weine trinkt er gern.

Alle. Uns ist ganz kannibalsch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen.

Vermischtes.

* Arbeiter, die bedeutende Gelehrte werden, sind in England keine gar so ungewöhnliche Erscheinung. Eine englische Revue erzählt die interessante Lebensgeschichte von einigen, die sich in den letzten Jahren einen Namen in der wissenschaftlichen Welt gemacht haben. Noch im Jahre 1890 war Thomas Rees einfacher Bergmann in einer Kohlengrube; er

war jedoch außerordentlich begabt und ihn besetzte ein so tiefer Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis, daß er sich durch unermüdet angestrengten Fleiß reiche Kenntnisse erwarb, und nach 6 Jahren konnte er Spaten und Spitzhacke mit dem Talar und dem Doktorhut eines englischen Magister artium vertauschen. Kurz nachdem er sich diesen Grad erworben hatte, wurde Rees als Professor an das Brecon College, eine der führenden theologischen hohen Schulen in Wales, berufen. Eine außerordentlich ehrenvolle Laufbahn hat auch Joseph Owen hinter sich, der vor wenigen Jahren als Arbeiter in Oldham in Lancashire lebte. Durch harte und selbstverleugnende Arbeit gelang es ihm, in eine Schule der Universtity Extension zu kommen, und er wurde am Balliol College in Oxford zugelassen. Während seiner Studienjahre lebte er mit seiner jungen Frau in einem kleinen Hause; er beschäftigte sich in erster Linie mit ökonomischen Wissenschaften und Geschichte. Wenige Tage vor seinem Schlußexamen starb seine Frau, aber der energische Mann ließ sich, trotzdem der Schlag ihn schwer traf, dadurch nicht bewegen, von der Prüfung zurückzutreten, er machte ein glänzendes Examen und erhielt ein Stipendium von jährlich 2000 Mark für 2 Jahre. Einer der hervorragendsten Mathematiker Englands war vor 30 Jahren als Knecht auf einem Pachtboje in Yorkshire angestellt. Um 3 Uhr des Morgens stand er auf und arbeitete lange Stunden, während sonst noch alles im Hause schlief, und es gelang ihm, sich so gute mathematische Kenntnisse anzueignen, daß er in einer mathematischen Klasse zu Cambridge Aufnahme fand. Seine Universtitätslaufbahn brachte ihm eine ununterbrochene Folge von Preisen und Auszeichnungen, die er mit dem ersten Grade im mathematischen Examen in Cambridge krönte. Auch die Zahl der Arbeiter, die sich auf litterarischem Gebiete bethätigt und ausgezeichnet haben, ist ziemlich groß. Es ist noch nicht lange her, daß Balfour einem früheren Postknecht 800 Mark für das Jahr bewilligte. Charles Althton hatte, während er bei der Polizeitruppe von Merionethshire diente, litterarische Studien, Sprachen und ähnliche Fächer getrieben, auch einige verdienstvolle Bücher veröffentlicht und viele Preise auf den Giesfeldfesten, den eigenartigen Sängertagen der „feistichen Barden“ in Wales, gewonnen. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte der wallischen Litteratur. Unter den Bergarbeitern im Norden Englands sind einige Dichter von großer natürlicher Begabung bekannt geworden, vor allen Joseph Skipsy und James Anderson. Anderson ist vor kurzem gestorben, er war der Verfasser kurzer und kräftiger Lieder, die ihm viele Preise und einen großen Ruf als Lokaldichter einbrachten; gerade als er starb, hatte er einen Band seiner Gedichte veröffentlichen wollen. Ferner ist hier als litterarisch begabter Mann zu erwähnen Thomas Burt, Mitglied des Parlaments, der im Alter von zehn Jahren in den Bergwerken zu arbeiten begann, und der jetzt reichliche Beiträge zu den führenden englischen Monatschriften, dem Nineteenth Century, der Contemporary Review u. a. liefert. Broadhurst, ebenfalls ein Mitglied des Parlaments, der auf nationalökonomischem Gebiete Werke veröffentlicht, hat seine Laufbahn als Goldschmied begonnen.

* **Der Reichsapfel und die „Frommen“.** Ueber eine merkwürdige „Erregung von Aergernis“ wird aus dem Reichs-Patentamt berichtet. Mehrere Personen hatten an der Darstellung des Reichsapfels als Warenzeichen für Liqueure Anstoß genommen. Sie erklärten, die Anwendung des Reichsapfels (der Kugel mit einem Kreuz), der auch ein kirchliches Symbol sei, als Warenzeichen für Spirituosen verleihe ihr religiöses Empfinden und erzeuge deshalb Aergernis, weshalb sie die Löschung des Zeichens verlangten. Das Patentamt wies dies Ansuchen als unbegründet zurück. In dem Bescheide heißt es: „Wenn auch die Kugel mit dem Kreuz auf religiösen Bildern bei kirchlichen Statuen zur Verfinnbildung des „Reiches Gottes“ Verwendung findet, so ist sie an und für sich nicht als spezifisch-kirchliches Symbol anzusehen. Der Umstand, daß eine Reihe von Personen an der Benutzung der Kugel mit dem Kreuz als Warenzeichen für Spirituosen Anstoß zu nehmen erklärt, ist nicht ausschlaggebend, denn für dieses subjektive Empfinden fehlt, selbst wenn die Angabe an sich auf Wahrheit beruht, eine ausreichende Veranlassung, so daß ein gleiches Empfinden in weiteren Kreisen nicht vorausgesetzt werden kann. Ebenso wenig kann, wie die Beschwerdeführer behaupten, von einer Irreführung des Publikums die Rede sein. Wohl kaum jemand wird durch Anwendung des Reichsapfels als Warenzeichen in den Irrtum versetzt, als handle es sich um ein kirchlich geweihtes Genußmittel, durch dessen Kauf er eine segensbringende Verpflichtung der Kirche gegenüber zu erfüllen glaubt, wie in dem Lösungs-Ansuchen angeführt wird.“

* **Die größte Orgel der Welt** befindet sich jetzt in der „Stadthalle“ zu Sidney. Sie wurde mit einem Aufwande von 300000 Mk. erbaut; die Konstruktion nahm drei Jahre in Anspruch. Die Orgel hat 5 Klaviaturen, 144 Register und gegen 8-9000 Pfeifen, deren längste 64 Fuß mißt. Die Orgel nimmt einen Raum von 85 mal 20 Fuß im Quadrat ein und wird durch einen Gasmotor von 8 Pferdekraften getrieben. Die „Stadthalle“ faßt 6000 Personen.

Verantwortlicher Redakteur: Adolf Thiele in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckeret.